

Große Not und kleine Zeitung

Wie es in der ‚tageszeitung‘ einmal ganz dicke kam.
Zwei VV-Männer berichten.

Grauer Morgen, schwere Stunde. Zäh liegt der Smog über dem Berliner Wedding. Watt-, Ecke Voltastraße: Hier stand einst der größte Schlachthof Europas. Heute klotzt auf dem Gelände ein schmuckloser Zweckbau: Seit zehn Jahren wird hier ‚die tageszeitung‘ gemacht, Tag für Tag. Heute aber ist die übliche Betriebsamkeit wie weggeblasen. Zwar haben sich die Mitarbeiter um den riesigen Konferenztisch versammelt – einst kopulierte darauf kollektiv die Kommune 1 – an diesem Morgen jedoch ist von derlei Euphorie rein gar nichts zu spüren.

Bleich und schweigend harret die Belegschaft. Gerade hat Redaktionsleitungsassistent W. ein Telex verlesen, das vor wenigen Minuten aus Teheran eingetroffen ist: „Hallach mahall chuluch chalamm bomm tabatabai allacha machall“ oder, wie die herbeigeilte Nahost-Expertin S. in fast fließendem Deutsch übersetzt:

„Verachtungswürdige, Ihr habt es gewagt, die Satanischen Verse des räudigen Rushdie zu drucken. Der Schwarze Pfeil soll nun auch Euch treffen, und der Tapfere, der ihn von der Sehne schnellen läßt, soll mit einem Sack von 400 Millionen Rial reich belohnt werden. Hundesöhne!
gez.: Khomeini (Ayatollah).“

„Typisch Macker“, bricht eine Frauenstimme das betretene Schweigen, „die Töchter werden wie immer vergessen.“ Während sich eben ein Murren über diese angesichts der ernsten Lage doch etwas deplazierte Quotierungsforderung breitmachen will, schwenkt Bürovorsteher G. erregt seinen Taschenrechner:

„400 Millionen Rial, das macht bei 180 Mitarbeitern pro Kopf gerade mal Zweimarkfünfundachtzig.“ Das meckernde Lachen von Hilfsredakteur H., der isoliert an der Kaffeemaschine kauert, geht im allgemeinen Tumult unter. Niemand bezweifelt, daß man die Drohung des greisen Verrückten vom Berge ernstzunehmen hat. Nachdem die erste Schrecksekunde überwunden ist, steigt hier und da Zornesröte in ein blasses Gesicht. Redaktionsleiterin T. findet als erste die Contenance: „Also ich will hier mal sagen, daß wir da reagieren müssen. Profiliert, professionell und in aller Entschiedenheit.“ Auch die anderen Mitarbeiter haben mittlerweile die Sprache wiedergefunden. „Überbieten! Wir zahlen jedem Moslem, der uns verschont, einfach 'ne Mark mehr“, schlägt Wirtschaftsredakteur und Blatt-Pragmatiker K. vor. Doch Geschäftsführer R. schüttelt sofort den Kopf: „Beim derzeitigen Abo-Stand läßt unsere Kasse das nicht zu.“

Der frischgebackene Bonn-Korrespondent N. verlangt auf der Stelle Personenschutz für alle Mitarbeiter und Anverwandten, die Auslandsredaktion kündigt spontan an, die Iran-Berichterstattung solange rigoros zu stornieren, bis diese ungeheuerliche Drohung vom Tisch sei.

Vereinzelt werden jetzt sogar Rufe nach der Bundeswehr laut, doch Leidartikler H. kann derlei Revanchismen mit einer eindringlichen Rede „Ääh... ähhh... Schrecken... Erschrecken... Angst... Zurückhaltung... besondere Verantwortung... Wir sind nicht frei... ääh, es ist dies die Stunde des Parlaments“

gerade noch abbiegen. Einstimmig beschlossen wird die Abfassung einer energischen Protesterklärung für die aktuelle Ausgabe.

Während noch Freiwillige für die Akquisition prominenter Unterschriften gesucht werden, rollt schon die nächste Bewährungsprobe auf die tapfere kleine Zeitung zu. Diesmal in Form eines Trupps Autonomer, der schnurstracks auf die Küche zusteuert und diese für besetzt erklärt, und zwar so lange, wie die *taz* den ungekürzten und unkommentierten Abdruck einer 17-seitigen Kommandoerklärung „Für die sofortige Einführung des Bewaffneten Kampfs als Pflichtfach an Vor-, Grund- und Hauptschulen“ verweigert. Nach einstündiger, zäher Diskussion gelingt es einer Verhandlungsdelegation unter Leitung des erfahrenen Gewerkschafts-Redakteurs K., bis auf weiteres freien Zugang zur Kaffeemaschine auszuhandeln. Inlandsredakteur M., der schon mit gezücktem Besteck an der Essensausgabe stand, tobt: „Wir lassen uns nicht erpressen! Dann lieber nie mehr essen.“

Später wird er sich immerhin überreden lassen, den aus der benachbarten Junk-Food-Fabrik ‚Ardi-Menü‘ herbeigeschafften Alu-Teller zu leeren. Doch noch ist es nicht soweit, vor dem Essen kommt die Moral.

Leserbriefredakteurin T. heftet ein soeben eingetroffenes Schreiben ans Schwarze Brett: Pastor Albertz, Leser der ersten Stunde, hat sein Abo wegen eines jesusfeindlichen Cartoons gekündigt. Mehrmals, so der fromme Resolutionsführer, habe er die *taz* auf unchristliche und blasphemische Tendenzen hingewiesen – umsonst. Jetzt sei endgültig Schluß. Als Delegationsleiter K. diese neuerliche Hiobsbotschaft erfährt, bittet er um eine Verhandlungspause, was von autonomer Seite mit einem häßlichen „Kopf ab zu Jebet, wa?“ quittiert wird.

Vor dem Schwarzen Brett herrscht derweil empö-
tes Durcheinander. „Auch das noch“, „Der spinnt
doch“, „Gerade jetzt“, „Oller Pfaffenkopf“. – „Seid ihr
eigentlich alle verrückt geworden? Wir müssen uns
auf der Stelle entschuldigen!“ zieht Inlandsredakteu-
rin G. die Notbremse. „Kommt gar nicht in Frage“, er-
widert brüsk Magazin-Leiter W., „wir beleidigen die
katholische, die evangelische, die moslemische, femi-
nistische, marxistische, wir beleidigen einfach jede
Religionsgemeinschaft!“, um nach einer Pause, in der
er sich erschrocken an den mit Zweimarkfünfund-
achtzig dotierten Schädel faßt, einzuschränken: „Na-
türlich mit Ausnahme der jüdischen.“ Daß W. damit
quasi das Stichwort für das nächste Desaster geben
soll, ahnt in diesem Moment freilich noch niemand.

Unterdessen sind die unbeaufsichtigten Autono-
men dabei, die Küchenvorräte zu verzehren. Davon
lassen sie sich auch nicht durch die soeben im Konfe-
renzraum zusammentretende Redigier-Combo ab-
halten, einer für den letzten sprachlichen Schliff zu-
ständigen *Special forces*-Einheit, die sich jetzt dem
formatulativen Finish der Protestnote an den Imam zu-
wendet. „Aufs Schärfste widersprechen – das ist mir
irgendwie zu lasch“, eröffnet Adjektiv-Experte E. die
Debatte über den von der Redaktionsleitung vorge-
legten Entwurf, „die Betroffenheit kommt mir da viel
zu labbrig rüber, und dann hier, „Essential“ und
„sofort canceln“, das versteht so'n Teppichhändler
doch gar nicht. Da muß mal Tacheles geredet
werden.“ Der Vorschlag des auch „Das Messer“ be-
nannten Wortwarts stößt auf nickende Zustimmung,
und schon steigt die Vokabel-Truppe ins creative
Brainstorming ein.

Langsam, so scheint es, findet man in der *taz*-Etage
wieder zur Normalität zurück. Abgesehen von den
Besetzern, die man in der Küche einfach knabbern

läßt, ist von den Aufregungen des Tages kaum noch etwas zu sehen oder zu hören, als plötzlich „Whummmm“ eine Tür knallt. Mit den Tränen ringend stürzt Redakteurin G. in den Konferenzraum. Nach einer ersten „Wasnuschonwieder“-Reaktion bildet sich um die Kollegin ein kleiner Auflauf. Was ist geschehen?

Den freien Mitarbeiter K. habe sie zufällig beim unerlaubten Benutzen der betriebseigenen Warmwasserdusche erwischt, stammelt G., dabei habe er gesungen: „Die taz wird zehn, der Führer hundert, ein Optimist, wer sich da wundert.“ – „Ich kann mit solchen Leuten nicht mehr zusammenarbeiten!“ faßt die sichtlich mitgenommene G. ihren Bericht zusammen.

Unter den Umstehenden macht sich grummelnd Empörung breit: „Unmöglich“, „Vergleich von Hitler und der taz“, „Schweinerei“; als erster zu einem zusammenhängenden Satz findet Magazinist W.: „Das ist eine bodenlose Verharmlosung voller versteckter Antisemitismen.“ Rufe nach „Kündigung“, „Schreibverbot“, „Hausverbot“ werden laut, der Einwand von Hilfsredakteur H., ob man es nicht bei einem „Duschverbot“ belassen könne, schließlich sei der Text nicht in der Zeitung gedruckt, sondern „nur gesungen“ worden, wird kopfschüttelnd zurückgewiesen. Man einigt sich, auf einer Sonderkonferenz um 17 Uhr Sofortmaßnahmen zum Fall K. zu beschließen.

„Bis 17 Uhr sind wir nicht fertig, es ist heute wahn-sinnig viel“, protestiert Nachrichten-Redakteur Z. und schwenkt die meterlange Ticker-Fahne der „dpa-Tagesvorschau“, auf der gerade mal die Hälfte der Top-Themen („Kohl nach England abgereist“, „Vize-kulturminister Paraguays bei Weizsäcker“, „Hurrikan Helene verwüstet Hula-Hula-Atoll“) als erledigt abgehakt ist. Doch mit einem „Verschieben geht nicht, um 18 Uhr haben wir Plenum mit den Autonomen“

wird der Antrag des gehetzten Nachrichten-Mannes abgelehnt. „Leute, wir müssen auch noch die Zeitung von morgen machen“, scheucht Redaktionsleiterin T. mit einem Blick auf die Uhr die Kollegen an die Schreibmaschinen zurück. Im Nu leert sich der Konferenzraum, zurück bleiben die brütende Redigiertruppe und die mit einem sympathisierenden Aushilfs-Sätzer herumscherzenden Autonomen. Doch im Layout hat sich schon längst ein neues Unwetter zusammengebraut: Frauenredakteurin L. hat auf dem Umbruchtisch eine Zwischenüberschrift der Kulturseite entdeckt, die ihr schier den Atem verschlägt: *Soldaten sind MörderInnen*. „So darf das morgen auf keinen Fall erscheinen“, ereifert sich L., „das ist doch wohl das Letzte, jahrelang kämpfen wir gegen Sexismus und Diskriminierung in der Sprache, und dann sowas.“ „Was'n los?“ wirft Layouterin S. einen Blick auf die anstößigen Zeilen, „die Seite ist doch gestern schon erschienen.“ Wütend packt L. das corpus delicti: „Ich will das nicht mehr, diese Provokation um der Provokation willen, diese Häme gegen Frauen in der eigenen Zeitung.“ Worauf ihr Koordinator G. sofort 30 Zeilen für einen Entschuldigungs-Kasten auf Seite 2 einräumt, obwohl auch ihm klar ist, daß die Sache damit nicht aus der Welt sein kann: „Das ist dasselbe wie der „Bimbophilie“-Artikel letzte Woche und der „Sintibaron“ gestern, darüber wird morgen im Vorstand sowieso geredet, da nehmen wir das mit rein.“ Auch Chefkomentator H. ist seiner Meinung: „... Konsequenzen haben ... postmoderne Beliebigkeit ... grenzenlose Verluderung...“

Kaum hat sich das Trio geeinigt, tönt weit über den Flur das Organ von *taz*-Justitiar E., der von einem weiteren Tiefschlag berichtet: Der Hamburger Alt-Kommunist Gremliza, so E., habe beim Bundesrechnungshof Klage gegen den Berliner Verfassungsschutz

wegen vorsätzlicher Verschwendung von Steuergeldern erhoben. Jahrelang habe der Geheimdienst sinnlos öffentliche Gelder verpraßt: durch die Total-Observation dieses kleinbourgeois, liberalistischen, zur Zeitgeist-Zeitung aufgeblasenen Druckfehlers namens ‚tageszeitung‘. Daß die *taz*, die als ausgelagertes Volontariat der Bürgerpresse der öffentlichen Hand zuarbeite, auf deren Kosten auch noch ausgespäht werde, sei der reine Aberwitz. „Aaahh, dieser widerliche Prozeßhansel“, quittiert Inlands-Redakteur M. die Verlesung des Schreibens, „typisch“, „unsolidarisch“, „Stalinist“ murmelt es durcheinander, Jurist E. jedoch kommt nicht umhin, dem Kläger „durchaus Chancen“ einzuräumen, schließlich sei die „Sachakte *taz*“ beim Verfassungsschutz 3 Meter 50 lang, und was da Brisantes drinstehen solle, könne er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Die weitere Diskussion wird durch den Gongschlag zur 17 Uhr-Konferenz unmöglich gemacht. Rund um den K1-Tisch geht es jetzt um die *taz*-internen Faschismen des festen freien Mitarbeiters K. Nach kurzer Debatte („Ein besseres Kündigungsgesuch können wir uns gar nicht wünschen“ ... Entlastung der Geschichte kann nur mit Entlassung beantwortet werden“) wird der Antrag der Redaktionsleitung, „Wer die *taz* in einem Atemzug mit dem Nationalsozialismus nennt oder zu nennen versucht, hat in dieser Zeitung nichts zu suchen“, mit 47 zu 11 Stimmen angenommen. Auch mit den Stimmen der Redigierer, die in der Zwischenzeit letzte Hand an die Protestnote gelegt haben und sie jetzt dem Plenum präsentieren.

„Überschrift ham wir noch nicht“, beginnt Redakteur R., „aber ansonsten sind wir klar. Ich lese mal kurz vor:

In der Stunde der Not stehen wir allein. Riesen rundum, doch träge und feige verweigern sie dem

Zwerg ihren Schutz. Dennoch: wir werden nicht weichen noch wanken und bieten den Feinden der Freiheit die Stirn. Mögen sie auch übermächtig scheinen, mögen sie uns mit dem Tode bedrohen – es ficht uns nicht. Die Meinungsfreiheit, die Freiheit der Meinung, die freie Meinung, ja die Meinung überhaupt, sie ist ein zu kostbares Gut, als daß sie den mittelalterlichen Mullahs und Muftis in ihre blutbesudelten Hände fallen darf. Der schiitische Schächer, der die mit seinen Silberlingen gedungenen Mörder auf uns hetzt, er sei versichert: keinen Fußbreit werden wir preisgeben von der Freiheit, anstößige Stellen zu veröffentlichen, auch wenn seine verblendeten Jünger hinter den Bergen aufjaulen bis zum Jüngsten Tag. Uns so fragen wir die medienmächtigen Konzerne, die unabhängigen, überparteilichen, demokratischen Zeitungen, die großen Verlage und Institutionen und alle LeserInnen: Wollt ihr Mullahthronen oder Meinungsfreiheit? Wann, wenn nicht jetzt, muß die Fahne der Meinung und die Fackel der Freiheit hochgehalten werden? Denn heute ist es die *taz* und morgen die ganze Welt. Und so bekennen wir in dieser Stunde den festen Willen, die gemeinen Feinde der Meinung mit allen uns gebotenen Mitteln und aller Entschiedenheit und Härte zu bekämpfen. Wir werden nicht rasten noch ruhen, bis dieses inhumane, menschenverachtende Geschmeiß endgültig vernichtet ist. Denn Pressefrechheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit, Unterdrücktes zu drucken, weil dessen Verschweigen das Einverständnis in die Unterdrückung einschließt.“

Tischeklopfen und begeisterte Ovationen übertönen die letzten Worte R.s, der nach seinem emphatischen Vortrag erschöpft Platz nimmt. Auch in den Augen der Autonomen, deren Antrag nicht mehr verhandelt wird, glänzt es feucht. Die Protestnote er-

scheint am nächsten Tag auf der Titelseite und geht als
Telefax an alle Agenturen der Welt. Und natürlich an
den Ayatollah: „Hallach taz mahall chuluch chalamm
bomm bomm taz tabatabai allacha machall ...“

(zusammen mit Mathias Bröckers)

